

Die Rede von Parallelgesellschaften

Zusammenleben im Zeitalter einer metropolitanen Differenzgesellschaft

Wolf-Dietrich Bukow

Der Diskurs über Zuwanderung, Asylmissbrauch, Parallelgesellschaft und Kulturkonflikte belegt einen fundamentalen *cultural lag*. Er dokumentiert, dass weniger die Menschen, zumal die transnationalen Migrant(inn)en und Einwander(inn)en, als viel mehr die für die deutsche Öffentlichkeit so kennzeichnenden „Ausländer-Diskurse“ immer noch nicht in der globalen Wirklichkeit, genauer formuliert in der metropolitanen Differenzgesellschaft, angekommen sind.

1 Die „Ausländerdiskussion“ erweist sich zunehmend als eine Falle

In Deutschland leistet man sich seit fast fünfzig Jahren eine schier uferlose „Ausländer“-Diskussion. Kein anderes Thema hat so lange, so breit und so nachhaltig den öffentlichen Diskurs geprägt. Und kein anderes Thema wurde von der Politik so häufig beschworen, so ubiquitär instrumentalisiert und von den Verwaltungen so kreativ *gouvernementalisiert* wie dieses.¹ Das Thema wurde zu einem Dauerbrenner und einer Universalwaffe und fast jede(r) fühlt sich berufen, Stellung zu beziehen. Der/die Ausländer(in) wird eingesetzt, um so unterschiedliche Problemkonstellationen wie Kriminalität und Drogen, Arbeitslosigkeit und Desintegration, Kulturkonflikt und Fundamentalismus, soziale Brennpunkte und urbaner Verfall, Ethnizität und Paternalismus zu bearbeiten. Dies hat im Verlauf der Zeit nicht nur dazu geführt, dass man eine feste, kompakte und erfahrungsresistente Vorstellung vom Nicht-Deutschen gewonnen hat, bei der der Rest der Welt gewissermaßen zu einer kompakten Ethnizität geronnen ist, sondern vor allem auch dazu, dass aktuelle gesellschaftliche Themen kaum noch in dem ihnen eigenen Sachzusammenhang diskutiert werden. Sie werden vielmehr sofort mit der „Ausländerfrage“ verbunden. Auch wenn sich in dieser Hinsicht schließ-

1 Die Probleme, die sich mit dieser Diskussion verbinden, habe ich bereits an anderer Stelle dargestellt; vgl. Bukow (2005). Siehe aber auch: Marianne Krüger-Potratz (2005).

lich doch ein gewisser Realismus durchgesetzt hat und man den „Ausländer“ nach fast drei Generationen als Einwanderer erkannt hat, bleibt doch die Frage, ob Deutschland damit auch schon zu einem Einwanderungsland geworden ist. Zwar haben wir seit dem 1.1.2005 sogar ein Zuwanderungsgesetz. Doch hat dieses Gesetz hier keinen Schlusstrich gezogen – im Gegenteil, als Zuwanderungsgesetz lässt es die entscheidenden Fragen der Einwanderung und des Umgangs mit Einwanderung letzten Endes weiter offen, obgleich in Deutschland heute ca. 20% der Bevölkerung nicht im Land geboren sind. Also diskutiert man weiter, nur nicht mehr pauschal über den „Ausländer“ und die Migration, sondern um die genaueren Modalitäten der Zuwanderung, insbesondere um die Einwanderungsfähigkeit entsprechender Bevölkerungsgruppen. Und diese Diskussion zielt selbstverständlich nicht auf Zuwanderinnen und Zuwanderer aus dem Westen, sondern in Richtung türkischer bzw. russischer Zuwanderung.

In diesem auf den „Ausländer“ reduzierten Diskurs wird letztlich immer wieder die gleiche Grundmelodie angeschlagen, die man so zusammen fassen könnte: Weil gesellschaftliche Probleme in der Regel aus Zuwanderung resultieren, muss man die Zuwanderung restriktiv handhaben, was heißt, dass man darauf achten muss, dass, wenn jemand einwandern will, er unser gesellschaftliches Gleichgewicht nicht stört. Das bedeutet dann auch, dass die Zuwanderin/der Zuwanderer sich anpassungswillig zeigen und in der Lage sein muss, unseren einschlägigen Erwartungen zu genügen. Selbst wenn sich die Erwartungen gewandelt haben und man heute nicht mehr „Gastarbeiter(innen)“, sondern ein Zuwandererverhalten erwartet, die Brisanz dieser erkennbaren Grundeinstellung hat etwas ausgeprägt Selbstherrliches. Man könnte es mit „exklusivem Nationalismus“ bezeichnen. Dieser „exklusive Nationalismus“ verhindert einen sachadäquaten Umgang mit Einwanderung und wirkt sogar kontraproduktiv, nämlich desintegrativ (Hormel/Scherr 2003: 47ff.). Er erzeugt eine mobilitätsfeindliche Stimmung, verstärkt rassistische Tendenzen in der Mitte der Bevölkerung und verhindert eine problemorientierte Diskussion aktueller gesellschaftlicher Herausforderungen – eben vor allem besonders solcher Herausforderungen, die im Kern nichts mit Migration, allenfalls etwas mit Globalisierung, oft aber auch mit ganz anderen Prozessen wie der Etablierung neuer Medien, der mangelhaften Ausstattung formaler Systeme, der Bildungsbenachteiligung bestimmter Bevölkerungsgruppen usw. zu tun haben.

Diese „exklusiv-nationalistische“ Grundeinstellung steht bezeichnender Weise in einem diametralen Gegensatz zu dem gesellschaftlichen Selbstverständnis anderer Länder mit vergleichbarer Migration. In den entsprechenden alten wie neuen Einwanderungsgesellschaften argumentiert man häufig schon deshalb ganz anders, weil man seine Grundeinstellung völlig unabhängig von der Migrationsfrage definiert und nur sekundär auf die Einwanderungssituation an-

wendet. Man setzt an einem zivilgesellschaftlichen Gesellschaftsverständnis an und fragt von dort her, wie mit Migration umzugehen ist. Dementsprechend geht man davon aus, dass sich die Einwanderinnen und Einwanderer mit der Einwanderung bewusst für die neue Gesellschaft entschieden haben, entsprechend motiviert und orientiert sind, so dass jetzt alles darauf ankommt, sie mit ihren Vorstellungen und Fertigkeiten für die Realisierung der *citizenship* zu unterstützen.

Vergleicht man solche Einstellungen, so wird deutlich: Während z.B. bei uns Integration als der krönende Abschluss eines Migrationsprozesses erwartet wird, die dann *gnadenhalber* auch honoriert werden mag, ansonsten aber eine negative Integration bzw. Abschiebung droht, wird in anderen Ländern eine ausreichende Anpassungsbereitschaft wie selbstverständlich vorausgesetzt und dem Einwanderer/der Einwanderin deshalb nach erfolgter Einwanderung die Mitgliedschaft in der Gesellschaft alsbald wie selbstverständlich *als Recht* zugestanden (vgl. Joppke 2004: 85ff.). Es ist logisch, dass Integration in beiden Fällen dann etwas gänzlich Verschiedenes bedeutet. Eine vorausgesetzte Integration zielt auf die Bereitschaft, sich mit seinen Besonderheiten für die Gesellschaft einzusetzen. Eine im Nachhinein attestierte Integration zielt faktisch auf das Gegenteil, nämlich auf ein Aufgehen in der „Aufnahme“-Gesellschaft. Man verfügt eben in Deutschland bis heute über kein eigenständiges, unabhängiges und historisch gesättigtes Verständnis von Zivilgesellschaft und scheitert folglich immer wieder, will man Migration oder Mobilität souverän diskutieren. Der „Ausländerdiskurs“ ist jedoch als eine Ressource für einen zivilgesellschaftlichen Diskurs ungeeignet, weil das dazu führt, sich ausschließlich negativ zu definieren. Und genau das ist in den letzten vierzig Jahren immer wieder geschehen.²

Man sollte meinen, dass sich der „Ausländerdiskurs“ allmählich normalisiert, also seine Aufladung verliert und in einer Diskussion über die Gestaltung von Mobilität in einer Zivilgesellschaft aufgeht. Doch auch die jüngst angezettelte Diskussion über die Parallelgesellschaft trägt nicht gerade zur Überwindung der Hindernisse bei, im Gegenteil. Sie wirkt aus dieser Perspektive wie ein weiterer Versuch, den Weg in die Postmoderne noch im Nachhinein zu verhindern. Wäre es nur noch ein letzter Versuch, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, könnte man ihn abwarten. Leider ist jedoch gerade der moderne bundesdeutsche Populismus ausgerechnet in dieser Hinsicht extrem kreativ. Schon wird eine neue Front eröffnet, neben dem Türkenproblem jetzt auch noch ein aus dem Osten drohendes Schleuserproblem. Die in Deutschland eingeschlagene und seit fünfzig Jahren kultivierte und bis zum gegenwärtigen Diskurs über die Parallelgesellschaft³ gepflegte Grundeinstellung ist mehr als nur eine populistisch plat-

2 Nur so lässt sich verstehen, dass konservative Parteien anlässlich eines „drohenden“ EU-Beitritts der Türkei in der EU-Verfassung einen Gottesverweis fordern.

3 Siehe dazu die abschließende Diskussion in diesem Beitrag.

zierte und gouvernemental exekutierte Form des Umgangs mit dem fremden Anderen. Sie spiegelt erneut ein seit langer Zeit überholtes Gesellschaftsbild wider und ist von dort her nicht nur problematisch, sondern auch noch anachronistisch.⁴ So erweist sich der „Ausländerdiskurs“ auch hier als Falle. Die Diskussion über die Parallelgesellschaft bestätigt dann auch erneut: Erstens geht es um eine *unsachgemäße Thematisierung von Mobilität* und zweitens um die *Reduktion der modernen gesellschaftlichen Entwicklung auf Migrationseffekte*.

Meine These ist: Wenn man heute sachgemäß über das Zusammenleben sprechen will, dann muss man sich vom „Ausländerdiskurs“, genauso wie von der in diesem Zusammenhang entwickelten exklusiv-nationalistischen Grundeinstellung verabschieden und eine andere Sicht der Dinge im Blick auf Mobilität und generell im Blick auf das, was eine moderne Gesellschaft ausmacht, entwickeln – eine Sicht, die die modernen Prozesse, wie sie durch Globalisierung, Mobilität und neue Medien evoziert werden, in den Mittelpunkt rückt. Es ist erforderlich, von der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung auszugehen. Auf den ersten Blick zumindest erstaunlich ist, dass ein großer Teil der Bevölkerung in den Stadtquartieren dies tatsächlich längst begriffen hat und intuitiv ebenfalls einer *anderen Philosophie* folgt, sowohl was die Mobilität als auch was das Zusammenleben in der Postmoderne überhaupt betrifft. Diesen Punkt zur Kenntnis zu nehmen ist nicht nur gesellschaftswissenschaftlich, sondern vor allem auch gesellschaftspolitisch wichtig, weil dies zeigt, dass im Alltagsleben „unterhalb“ des exklusiv-nationalistischen Diskurses durchaus Alternativen entstanden sind, die ernst genommen werden sollten. Vor diesem Hintergrund lässt sich dann auch die Diskussion über die *Parallelgesellschaft klar dekonstruieren* und deren Problematik noch einmal in aller Deutlichkeit als Beispiel für einen eklatanten *cultural lag* aufzeigen.

2 Zuwanderung ist ein spezifischer Aspekt von Mobilität, die sich wiederum nur im Kontext der modernen metropolitanen Gesellschaft verstehen lässt

Mit einer schon sehr ungewöhnlichen Beharrlichkeit wird immer wieder gesagt, wenn schon unbedingt jemand einwandern will, muss sie/er beweisen, dass sie/er auch hinreichend anpassungsfähig ist und den Normal-Erwartungen auch wirklich genügen kann. Wenn man diesen Satz kritisch betrachtet, so wird schnell deutlich, dass hinter dieser Position weniger eine tiefere Einsicht als vielmehr ein

4 Michael Bodemann, ein kanadischer Soziologe, beobachtet diese Entwicklung mit großer Sorge. Er fürchtet, dass sich der alte Antisemitismus und der neue Kulturrassismus langfristig zusammenfinden und sich in der Mitte der Gesellschaft verankern. (Süd. Zeitung vom 20/21.11.2004).

verletztes Gefühl steht, das auf ein enttäuschtes selbstherrliches, nationalistisches Anspruchsdenken zurückgeht und in eine „exklusiv nationalistische“ Trotzreaktion einmündet. Wenn man schon zugeben muss, dass wir heute in einer Einwanderungsgesellschaft leben, dann sollte man auch so realistisch sein zuzugeben, dass es dabei massive Probleme gibt, vor allem, dass es mit der Integrationsbereitschaft dieser Menschen hapert, wie man erst neuerdings wieder an der heimlich behaltene zweiten Staatsangehörigkeit bei den türkischen Einwanderern/Einwanderinnen erkennen kann.

Hinter dieser deutlich beleidigten Grundeinstellung verbirgt sich ein so klares wie unzeitgemäßes Gesellschaftsbild: Da wird so getan, als ob Deutschland bis eben noch eine geschlossene und wohlintegrierte Gesellschaft gewesen sei. Erst jetzt wird dieses Bild durch Einwanderung in Frage gestellt. Fremde Menschen mit fremden Kulturen dringen in unseren Kulturraum ein; und dann wollen sie auch noch ihre Eigenheiten, ihre Sprache und ihre Religion, ihre Identität bewahren und sind nicht bereit, sich in die Gesellschaft wirklich nachhaltig zu integrieren. Fremde religiöse Orientierungen, ja Ghettos und Parallelgesellschaften sind allenthalben die sichtbare Folge, das Zusammenleben wird zunehmend schwierig bis unmöglich. Spätestens wenn das Kopftuch oder „geschlossene“ türkische Straßen in den Blick geraten, wird es dramatisch. Schnell werden Schreckgespenster an die Wand gemalt und in der Öffentlichkeit, in den Medien genauso wie in der Politik, aber auch unter Expert(inn)en verbreitet.

Das Ärgerliche an dieser immer wieder beschworenen Szenerie ist vor allem, dass sie die gesellschaftliche Wirklichkeit gleich mehrfach auf den Kopf stellt und wenig mit der konkreten gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung zu tun hat, statt dessen aber genau das hervorruft, wovor sie warnt: Konflikt und Hass. Und man schaltet sich gekonnt in einen global inszenierten Kampf der Kulturen ein und damit in die Globalisierung des Hasses⁵.

Erstens: Statt sich nüchtern der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung mit ihren reichlich vorhandenen Problemen zu stellen, orientiert man sich am Bild der heilen Familie und projiziert dieses Bild, das ja schon im privaten Zusammenleben nicht funktioniert, gewissermaßen ersatzweise auf die Gesellschaft, wobei die Dinge nicht besser werden: Aus dieser familistischen Konstruktion heraus werden die „Ausländer(innen)“ zu Fremden und zu Eindringlingen, die nur dann akzeptiert werden, wenn sie gewissermaßen in die Gesellschaft einheiraten und deren intimste Werte und Orientierungen verinnerlichen. Sind sie dazu nicht in der Lage, dann mögen sie noch – wieder ganz familistisch betrachtet – als Putzfrau, Koch oder zur Pflege taugen. Das hier verwendete Bild

5 Ulrich Beck spricht sehr deutlich von einer Globalisierung des Hasses; vgl.: Beck/Grande 2004.

von der heilen Familie erweist sich nach innen patriarchalisch und nach außen gewendet autokratisch-nationalistisch.

Zweitens: Das hier verwendete Bild stimmt aber auch mit den eigenen Erfahrungen nicht überein. Man mag ja jenes Bild von der heilen Familie im Kopf haben, aber gelebt wird es so nur im Familienroman. Im praktischen Zusammenleben findet sich die traditionelle Familie nur selten. Zusammenleben bedeutet mehr denn je, sich miteinander zu arrangieren. Die Bilder und die Wirklichkeit treten weit auseinander. Wird es schwierig, hilft das Bild im Kopf nicht nur wenig, es erscheint sogar gefährlich, weil es falsche Einschätzungen produziert, irrige Problemzuweisungen ermöglicht und zu Lösungen führt, die sich alsbald als absurd erweisen. Die Dinge, wie man sie sich auf diese Weise im Kopf so zurechtlegt, passen mit dem Alltag und den modernen Fragen eines selbst bestimmten emanzipatorischen Zusammenlebens nicht zusammen. Verabschiedet man sich nicht rechtzeitig von diesem Bild, dann bleiben erst die Kinder, dann die Beziehungen und schließlich die ganze Existenz auf der Strecke. Und projiziert man dieses Familienmodell dann auf die Gesellschaft, dann wird es auch nicht besser, sondern eher schlimmer. Auf der einen Seite spekuliert man über eine heile und geschlossene Gesellschaft, in der man seine Privilegien ungestört genießen kann, und auf der anderen Seite versucht man sich im urbanen Alltag praktisch mit dem Anderen zu arrangieren. Die Bilder im Kopf und die gesellschaftliche Wirklichkeit treten extrem auseinander. Auch die Gesellschaft, die sich wie die Familie um eine Leitvorstellung gruppiert, hat es niemals gegeben, und sie ist im Angesicht moderner Mobilitätsströme und Migrationsbewegungen, dem zunehmenden Bevölkerungsaustausch zwischen den Regionen, den Ländern und den Kontinenten auch niemals zu erwarten. Und eine Gesellschaft, in der der Gast wie in der Familie nur dann willkommen ist, wenn er sich assimiliert und sich einfügt, mag es vielleicht in fest gefügten Ethnien vor dem Aufkommen erster wirtschaftlicher, kultureller und religiöser Beziehungen irgendwo gegeben haben. Heute ist ein solches Gesellschaftsbild angesichts der globalen Vernetzungen von Wirtschaft und Kultur, Politik und Religion, Wissen und Technik jenseits jeder rechtlichen Diskussion auch so schon eine einigermaßen absurde Vorstellung. Wird es nun in der Wirtschaftsentwicklung enger, werden die öffentlichen Mittel und Leistungen in den harten gesellschaftlichen Kernbereichen wie Arbeit, Bildung und Sozialleistungen verknappt, dann weiß man nicht mehr weiter, weil die Dinge, wie man sie sich im Kopf so zurechtlegt, mit den modernen Herausforderungen urbanen Zusammenlebens nicht zusammen passen. Erst bleibt die Fairness auf der Strecke, dann rettet man sich in einen Radikalegoismus, der natürlich je nach sozialer und ökonomischer Stellung anders aussieht. Sündenböcke werden gesucht, an denen man seine Probleme abarbeiten kann.

Für eine(n) nachdenkliche(n) Beobachter(in) muss diese Konstellation widersprüchlich erscheinen. Die in der Öffentlichkeit gepflegten und in der Alltagspraxis praktizierten Vorstellungen passen nicht zusammen. Das Ärgerlichste an der Sache ist, dass auf diese Weise alltagspraktische Fertigkeiten, die im urbanen Miteinander über die Jahrhunderte entwickelt worden sind und oft genug lebensnäher sind als der öffentliche Diskurs, ignoriert werden. Zusätzlich prekär wird diese paradoxe Situation, wenn tatsächlich einmal praktische Schwierigkeiten auftreten, und Reflexion, ein neues Arrangement oder auch nur verbesserte Konzepte des Zusammenlebens gefragt sind. Dann kommt uns ein solches Denken nicht etwa zu Hilfe, sondern auch noch in die Quere.

Zurück zur generellen Problematik: Wie sich im Kleinen „unterhalb“ der heilen Familie längst alternative Praktiken eines Zusammenlebens in Vielfalt ausbilden, so ist es auch im Großen: Die europäische Stadt hat sich in nur zwei Jahrhunderten zu einer riesigen „Integrationsmaschine“ entwickelt und dabei Erfahrungen aufgenommen, ausgebaut und fortgeschrieben, die sich die Menschen über Jahrhunderte miteinander in zunehmend anonymen Situationen mühsam erarbeitet haben. Man hat mühsam gelernt, Arbeit und Kommunikation zu teilen, in Stadtquartieren mit wildfremden Nachbar(inne)n auszukommen und sich dennoch für sie bei Bedarf zu engagieren, obwohl – oder gerade weil – längst jeder jedem fremd ist, also Vielfalt zu organisieren. Was der Soziologe Simmel vor über hundert Jahren formuliert hat, gilt heute erst recht angesichts zunehmender Mobilität, kultureller Verschiedenheit und transnationaler Migration in ihrer extremen Individualisierung und globalen Orientierung.

Zur Bewältigung der Vielfalt hat sich in den urbanen Zentren eine soziale Grammatik des Zusammenlebens eingespielt – wir haben das in verschiedenen Forschungsprojekten belegen können (vgl. Bukow/Nikodem/Schulze/Yildiz 2001) und können uns auch auf ganz unverdächtige Zeitzeugen wie Heinrich Böll beziehen. Diese Grammatik ermöglicht es, mit dem Anderen auszukommen, ohne auf gemeinsame Leitwerte zu bestehen, ja überhaupt, ohne ihn mehr als pragmatisch verstehen zu müssen (vgl. Bukow i. E.)⁶, dass wir uns mit Freund(inn)en und Bekannten in kleinen vertrauten Wir-Gruppen zusammenfinden können, dass wir sogar „in der Fremde“ kleine communities aufbauen können, in denen wir uns weiterhin zu Hause fühlen dürfen (vgl. Hormel/Scherr 2003). Sie lässt es auch zu, dass Bildung für alle möglich wird, weil formale Bildungssysteme allen eine Chance geben können. Sie lässt es zu, dass wir heute schon gar nicht mehr registrieren, was uns gestern noch völlig unbekannt, fremd und absurd erschien. Wer weiß denn, dass über 75% unserer Lebensmittel uns noch vor 50 Jahren unbekannt waren? Wer weiß noch, dass die Fahrt nach Tunesien, Spanien oder die

6 Vgl. Bukow (2001: 25ff.). Ulrich Beck (2004: 20 ff.) spricht hier von kosmopolitischer Gesellschaft.

Türkei vor hundert Jahren eine Weltreise war? Und in welchem kollektiven Gedächtnis erinnert man sich noch, dass in Berlin oder Ludwigsburg im 18. Jahrhundert große Teile der Bevölkerung nur französisch sprachen?

Wir leben heute in einer von Städten und ihren doch differenten Kulturen geprägten Weltgesellschaft. Eine solche Entwicklung fordert jeden mehr denn je heraus. Das Zusammenleben fällt einem nicht mehr in den Schoß. Arbeit, Bildung und Engagement müssen immer wieder neu durchbuchstabiert werden. Wer hier in verquerer Logik vor dem Fremden warnt, wer Menschen zwischen Kulturen zerrieben wähnt, wer von „Ausländerkriminalität“ schwadroniert, der hat die gesellschaftliche Entwicklung, wie sie sich seit langem vollzieht und im Augenblick sogar noch beschleunigt, immer noch nicht im Blick. Sie/er trauert nur überkommenen Privilegien nach und scheut noch nicht einmal davor zurück, ihren/seinen Egoismus rassistisch zu unterfüttern. Was hier angeblich beobachtet wird, das liegt schlicht daneben. In einer Welt, in der wir alle, wie das Michael Bommes einmal so plastisch formuliert hat, längst zum Migrant geworden sind – wer ist schon dort geboren, wo er gerade wohnt, wer hat sich nicht längst seine private, individuelle Sub-Gesellschaft geschaffen, wer hat nicht die Erfahrung gemacht, dass nicht einmal mehr die Kinder die Hobbys mit einem teilen – in einer solchen Welt bedarf es schon eines anderen gesellschaftlichen Blicks.

Hier sind Öffentlichkeit und Politik, aber auch die Wissenschaft gefordert, sich sensibel mit der metropoliten Entwicklung zu befassen. Und dies ist keineswegs aussichtslos, würde man sich nur an die Kompetenzen erinnern, die wir selbst als mehr oder weniger mobile Menschen längst entwickelt haben. Man müsste sie nur wirklich ernst nehmen, statt sie entweder zu ignorieren oder sich ihnen sogar entgegen zu stellen und allenfalls zynisch zu würdigen⁷. Auch die so genannten „Ausländer“, die besonders reichlich Mobilitätserfahrungen haben, könnten hier ihre Kompetenzen mit einbringen. Ein schlichtes Beispiel: Könnte man nicht die Tatsache, dass zunehmend mehr Menschen mehrere Staatsangehörigkeiten besitzen, als einen Hinweis darauf betrachten, wie obsolet solche „Heimatpässe“ in einer globalisierten Welt geworden sind?

- Es gibt also gute Gründe dafür, sich noch einmal genauer mit der gegenwärtigen Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu befassen.
- Was geboten erscheint, ist tatsächlich ein realistischerer Blick – ein Blick, der das, was wir tagtäglich praktisch tun, angemessen erfasst und uns damit auch in ungewohnten, neuen, vielleicht auch schwierigen Situationen angemessene Optionen eröffnet.

7 Für mich ist das ein klassisches Beispiel dafür, wie Hartmut Häußermann neue Milieus einschätzt. Sie sind für ihn offenbar so etwas wie pubertäre Ausrutscher, die man hinnehmen muss, weil sie sich alleine irgendwann biographisch erledigen. Vgl. Häußermann (2001).

Ich vermute, dass sich dann auch sehr schnell erweisen wird, dass wir es bei dem Thema Zuwanderung überhaupt nicht mit einer eigenständigen Thematik zu tun haben, sondern schlicht mit einem Nebenaspekt einer fortgeschrittenen Globalisierung und bloß mit den Auswirkungen zunehmender Mobilität. Dann müssen die aktuellen Fragestellungen nicht nur in ein entsprechend formuliertes Gesellschaftskonzept eingebettet, sondern auch anders, nämlich von dort aus, neu fokussiert werden. Weder Familismus noch Kulturalismus helfen weiter. Diese auf den verschiedensten Ebenen und in den unterschiedlichsten Kontexten kennzeichnende Diversity stellt vielmehr längst eine ubiquitäre Herausforderung dar. Um hier weiter zu kommen, muss man also die Perspektive umkehren. Nur so kann man der skizzierten Argumentationsfalle entkommen.

3 Die Europäische Stadt hat sich zum Kern einer metropolitenen Differenzgesellschaft entwickelt

Mir war es wichtig, zunächst noch einmal deutlich zu machen, dass weniger die Menschen, zumal die transnationalen Migrant(inn)en und Einwanderer(innen), als vielmehr die öffentlichen Diskurse in Deutschland immer noch nicht in der globalen Wirklichkeit, genauer formuliert in der metropolitenen Differenzgesellschaft angekommen sind. Es gilt, endlich die Perspektive umzukehren und bei der gesellschaftlichen Entwicklung bzw. bei der für sie zunehmend typischen Stadtgesellschaft anzusetzen, bei der „metropolitenen Differenzgesellschaft“ und von dort her Migration, Einwanderung und Minderheiten zu diskutieren. Anders als im öffentlichen Diskurs hat man in der Alltagspraxis wie im einschlägigen gesellschaftswissenschaftlichen Diskurs früh entdeckt, dass sich die europäische Stadt im Kontext einer sich zunehmend als Weltgesellschaft verstehenden Szenerie immer schneller verändert und die überkommenen Beschreibungen nicht mehr greifen. Vor allem wissenschaftliche Beobachter(innen) sprachen bald von einer fortschreitenden Undurchsichtigkeit, dann erkannte man die eminenten, teils unbeabsichtigten, teils auch nur ignorierten Veränderungspotenziale der technologischen Entwicklung. Sie haben einerseits neue Formen der Kommunikation und andererseits die Ausdifferenzierung zentraler gesellschaftlicher Systeme, zumal der Wirtschaft, der Kultur und der Wissenschaft möglich gemacht. Dies wurde schließlich unter dem Label der Postmoderne recht treffend resümiert. Endlich wurde auch deutlich, dass sich in diesem Prozess nicht nur viele alte soziale, kulturelle und ökonomische Muster abschleifen, sondern sich auch eine ganz neue Dynamik durchsetzt.

Diese Dynamik hat ein doppeltes Gesicht, was mit dem Begriff der Postmoderne⁸ angedeutet erscheint. *Einerseits* definiert die Postmoderne die gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklung im Anschluss an die Moderne – an ein Konzept, das die Industriegesellschaften über gut zweihundert Jahre begleitet hat. *Andererseits* markiert sie einen neuen Abschnitt in der gesellschaftlichen Entwicklung, der nicht mehr von dem überkommenen, auf ewig in eine Zukunft gerichteten Modernisierungsprozess ausgeht, sondern dieses Projekt als ein im Grunde unvollendet gebliebenes Projekt ad acta legt. Die Postmoderne formuliert also eine Situation, in der sich die großen alten Visionen als letzten Endes obsolet, oder doch zu linear erreichbar gedacht erwiesen haben. Man richtet den Blick statt auf die großen nun lieber auf kleine Zusammenhänge, mithin auf den konkreten Alltag. Das impliziert vor allem, dass sich die alten Horizonte, vor allem was die Definitionsmacht des Nationalstaates angeht, minimieren. Der Blick, die Aufmerksamkeit und die Lebenstätigkeit konzentrieren sich auf das Heute und Jetzt, der Blick der Beobachter(innen) ist „situativ“.

Der Blick hat aber auch eine neue Ausweitung erfahren. An die Stelle des *vertikal-linearen* Blicks über die Generationen und Zeiten, an die Stelle einer evolutionären Zeitachse ist nämlich alsbald ein *horizontaler* Blick getreten. Nach dem Ende der großen Theorien, Erzählungen und Entwicklungsmodelle entdeckte man die Bedeutung einer Vielzahl neuer, aber zeitgenössischer globaler Kontexte. Natürlich sind die neu entdeckten globalen Kontexte nicht gänzlich neu. Schon seit dem Kolonialismus ist diese Dimension wichtig geworden. Aber jetzt rücken diese Zusammenhänge in den Vordergrund.

Droht jetzt statt des Historismus eine Art „Globalismus“? Bei genauerem Hinsehen wird klar, dass die neu entdeckten Zusammenhänge trotz aller Befürchtungen zumindest im Prinzip anders gelagert sind.⁹ Bis in die Moderne hinein konzeptionalisierte man Gesellschaft als evolutionäre Geschichte. Die neuen horizontalen Zusammenhänge erscheinen dagegen plural und zirkulär. Jene schon früh empfundene „Neue Undurchsichtigkeit“ resultiert aus dieser zunächst ungewohnten Neukonzeptionalisierung von Gesellschaft als polykontextueller, zirkulär verschränkter und damit komplex vernetzter Weltgesellschaft. Das erste Mal wurde die Ablösung der übermächtigen Weltgeschichte durch die zeitgenössische Weltgesellschaft an einzelnen Beispielen von Ulrich Beck in seiner Arbeit über die Risikogesellschaft durchbuchstabiert (vgl. Beck 1986).

8 Ich beziehe mich hier auf die Postmoderne-Diskussion, wie sie vor allem von Jean-Francois Lyotard „angezettelt“ wurde und folge hier den Überlegungen von Wolfgang Iser (2002).

9 Die mit der Globalisierung auftretenden Probleme haben nichts mit der Ausweitung des Horizontes, sondern mit deren einst kolonialen und heute neoliberalen Ausgestaltung zu tun. Mit Recht wird vor einer Westernisation der Weltgesellschaft gewarnt.

Die für diese Weltgesellschaft konstituierende zirkuläre und polykontextuelle komplexe Vernetzung lässt sich unterdessen recht genau beschreiben.¹⁰ Es geht nicht einfach um eine unprofilierte horizontale Vernetzung, sondern um Vernetzungen in einem dynamisierten Kontext:

1. Es handelt sich um die eigentlich längst vertrauten, allerdings nicht länger bloß interaktionszentrierten, machtgeleiteten, sondern jetzt interaktionsfundierte und systemisch, netzförmig bzw. diskursiv ausgestalteten und miteinander nur noch strategisch verkoppelten Kontexte entsprechender systemischer, politischer bzw. kultureller Provenienz. Vereinfacht formuliert: *Es geht nun um dynamische Systeme, individuelle Netzwerke und übergreifende Diskurse.*
2. Die industriellen Akteure kann man exemplarisch für systemische Kontexte nehmen. Die kulturellen oder religiösen Deutungsströme können als individuelle Netzwerke für sozio-kulturelle Kontexte stehen. Und globale zivilgesellschaftliche Akteure wie Amnesty International sind gute Beispiele für Diskurse im politischen Kontext. Sie alle transzendieren ihre bisherigen interaktionsfundierte Aktivitäten in *globale Systeme, individuelle Netzwerke und zivilgesellschaftliche Diskurse*, bringen sich dabei weltweit ins Spiel und nutzen weltweit die *lokalen Ressourcen* für die Optimierung ihrer Handlungsziele.

In diesen dynamischen Kontexten schwinden die hierarchischen Strukturen und die Verbindlichkeit überkommener Erfahrungs- und Bewertungsmuster. Sie werden transzendiert und zeigen je nach Kontext neue Formen, die keineswegs gerechter, demokratischer oder sozialer sein müssen, aber eben anders ausgerichtet. Sie sind zunächst einmal offen und unbestimmt/kontingent und treten allenfalls strukturell gekoppelt nebeneinander. Allerdings haben sich entgegen den ersten Beobachtungen schnell neue Gewichtungen ergeben. In den polyzentrischen globalen Systemen, individuellen Netzwerken und zivilgesellschaftlichen Diskursen bilden sich ökonomisch-subpolitische, kulturelle bzw. hegemoniale Schwerpunkte. Allerdings müssen sich diese neuen Zentrierungen in die Netze und netzförmigen Systeme, die sich immer wieder globalisieren, also noch nicht an endgültige Grenzen gestoßen sind, einfügen. Dies wurde bald erkannt und zunächst mit „Glokalisierung“ bezeichnet.

3. Im Grunde geht es aber um ein Nebeneinander von *zentrifugaler Globalisierung*, d.h. einer polyzentrischen Ausweitung der Systeme, Netzwerke

10 Zu verweisen ist hier auf die Befunde aus einer Stadtteilstudie: Bukow/Nikodem/Schulze/Yildiz 2001.

und Diskurse. Andererseits geht es um ein Nebeneinander von *zentripetaler Individualisierung*, also einer lokalen Spezialisierung bzw. Situierung der Systeme, Netzwerke und Diskurse.

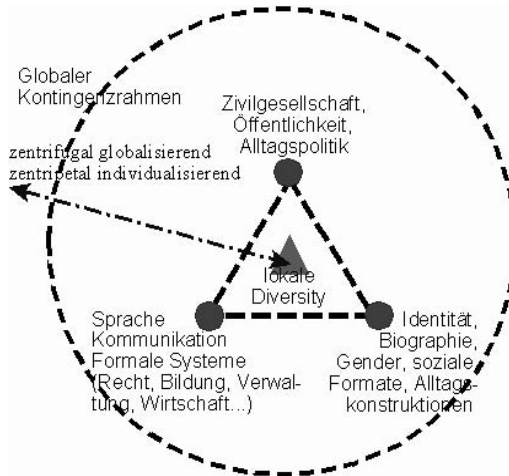
Die Systeme, Netzwerke und Diskurse weiten sich aus und beziehen immer neue Kontexte mit ein, erhalten sich aber eine Kernstruktur. Die in der Ablösung von der Geschichte entstandene Dominanz der aktuellen Situation bleibt im Rahmen der Entwicklung der Postmoderne erhalten und differenziert sich zum Ausgangspunkt neuer Systeme, Netze und Diskurse aus. Die dezentrierte rhizomartige Gesellschaft basiert also auf einer partiellen Zentrierung. Das Heute und Jetzt erweist sich trotz aller neo-liberaler bzw. subpolitischer Indienstnahme der Globalisierung als nachhaltiger und überraschend dauerhafter Ausgangspunkt.

Deshalb wird es möglich, die Postmoderne in ihrer komplexen Vernetzung dennoch als lokale, ja individuelle Konstruktion zu deuten, in der die verschiedenen Kontexte wie Zitate zu einem individuellen Stil zusammengefügt werden. So kommt der/die Einzelne als Regisseur(in) seiner/ihrer Selbst zum Zuge, selbst wenn er/sie von Kontexten systemischer, politischer bzw. kultureller Provenienz abhängig ist und sich oft genug in diesen Kontexten, genauer hier von den unterschiedlichen ökonomischen Akteur(inn)en und medialen Steuerungsversuchen immer wieder in Dienst genommen sieht. Damit kommt das in den Blick, was Vielfalt („Diversity“) ausmacht und was für den Einzelnen längst zu einer unent-rinnbaren Realität geworden ist.¹¹

Die kleinräumig situative Orientierung an lokalen Zusammenhängen und Formulierungen öffnet den Blick für zeitgenössische globale Kontexte.

- So erscheint die Gesellschaft das erste Mal nicht mehr historisch, sondern situativ situiert, nicht mehr vertikal geschichtsmächtig, sondern horizontal weltgesellschaftlich eingebunden.
- Es bilden sich zirkuläre bzw. komplexe Kontexte systemischer, netzwerk-spezifischer und diskursi-ver Form aus, die zune-h-mend polyzentral und nur noch miteinander strukturell gekoppelt er-scheinen.
- Die aktuelle Situation wird zunehmend durch eine zentrifugale Globalisierung (oft genug offen-siv durch Neoliberalismus und Westernisation dienstbar gemacht) und durch eine zentripetale Individualisierung (oft genug defensiv durch Ethnozentrismus und Nationalismus gefährdet) dynamisiert.

11 Ulrich Beck a.a.O. (2004: 89) spricht sehr plastisch davon, dass die Folgen dieser nicht zuletzt von Mobilität und Migration hervorgebrachten Vielfalt eine Zumutung sei, die sich in der Zivilgesellschaft jedermann gefallen lassen müsse.



Es erscheint längst sinnvoll, die metropolitane Gesellschaft in ihrer komplexen Vernetzung und zugleich in ihrer individuellen Konstruktion zu deuten, wobei die verschiedenen Kontexte es erlauben, globales Material zu Zitaten zu verarbeiten und zu einem je individuellen Format zusammen zu fügen. Auf diese Weise avanciert die Einzelne/der Einzelne zur/zum Regisseur(in) ihrer/seiner Selbst. Damit kommt das in den Blick, was die heutige Vielfalt („Diversity“) ausmacht.

4 In der metropolitanen Differenzgesellschaft wird das Zusammenleben neu geordnet

Wie orientiert man sich unter diesen Bedingungen? Wie kann dann noch ein Zusammenleben gelingen? Die Basis für die Orientierung, für einen angemessenen gesellschaftlichen Blick und damit für die Einschätzung des heutigen Zusammenlebens speist sich aus der Erfahrung einer generellen Neuorientierung des Alltagslebens, weg von einer als nicht mehr konsistent und tragfähig eingeschätzten Geschichte und hin zum zeitgenössischen globalen Kontext. Der Ertrag dieser Neuorientierung ist schließlich ein neues Verständnis von dem, was eine Gesellschaft ausmacht. Man stellt sich um, sieht sich nicht durch Nationen, Klassen und die soziale Schichtzugehörigkeit integriert, sondern durch Biographien im Kontext formaler, sozialer, rechtlicher, ökonomischer und bildungsspezifischer Systeme, durch spezifische Lebensstile und kleinräumige Kulturen bzw. Milieus im Kontext wertorientierter individueller Vernetzungen und durch bestimmte politische Vorstellungen im Kontext der zivilgesellschaftlichen Öffentlichkeit.

All das passt überhaupt nicht zu dem, was man sich lange – wie gezeigt – unter einem erfolgreichen Zusammenleben vorgestellt hat. Da ziehen Menschen ins Grüne, um sich mit ihrer Familie in der Natur und im dörflichen Idyll einzurichten und müssen schließlich registrieren, dass sie doch nur in einer urbanen Schlafstadt gelandet sind, die von Kulturlandschaft, Agrarfabriken und einer noch dazu nur lückenhaften urbanen Infrastruktur bestimmt wird. Das heißt, die von einem romantischen Bild geprägte Wohnungssuche gerät zu einem Arrangement im urbanen Kontext. Da stellt die Pädagogin im Unterricht fest, dass ihre Schüler(innen) die Hausaufgaben aus dem Internet übernommen haben und erfährt endlich, dass die Englischaufgaben von einer Internetbekanntschaft, nämlich einem gleichaltrigen native speaker aus den USA erledigt wurden. Jetzt hat sie verschiedene Optionen, nämlich den Täuschungsversuch zu sanktionieren, weil dieses Verhalten den überkommenen Standards von Korrektheit widerspricht oder die Geschicklichkeit zu bewerten, mit der die Schüler(innen) ihre Aufgaben medial angegangen sind und bewältigt haben. Da diskutiert man darüber, dass sich der Islam in Deutschland endlich kirchlich organisieren muss, damit er die erforderliche Anerkennung als Religionsgemeinschaft erhalten kann, übersieht aber, dass dies einer überholten Vorstellung geschuldet ist. Längst sind die „real existierenden Religionsgemeinschaften“ von Auflösung und Veralltäglichsung betroffen. Sie sind gegenwärtig dabei, sich zu dem zurück zu verwandeln, was der Islam immer geblieben ist: zu einem Deutungsangebot. Unter modernen Bedingungen ist das als veralltäglichte Bürgerreligion zu beschreiben.

Diese drei Beispiele können deutlich machen, wie schwierig eine neue Orientierung zwischen „zentrifugal globalisierend“ und „zentripetal individualisierend“ ist und dass ein nostalgischer Blick durchaus ein gewisses Verführungspotenzial aufweist.

Die allmählich wahrgenommenen und im praktischen Verhalten mehr oder weniger erfolgreich berücksichtigten gesellschaftlichen Veränderungen lösen nicht nur deshalb Irritationen aus, weil sie zu einer radikalen Umstellung nötigen. Sie irritieren auch, weil die individuelle Akkommodation deutlich zu langsam von statten geht. Einerseits vollzieht sich der Wandel im Augenblick sehr schnell und tiefgreifend. Andererseits gibt es, wie ich oben kurz angedeutet hatte, wenig Unterstützung bei der Neueinstellung auf die veränderten Bedingungen. Im Gegenteil, es werden in der Politik und in der Öffentlichkeit immer wieder angeblich altbewährte Konzepte reproduziert. Diese mit großräumigen Zusammenhängen rechnenden Modelle, die großen Vorstellungen und Theorien werden zwar von einer Welt kleiner Zusammenhänge und konkreter Formulierungen und Deutungen ad absurdum geführt. Aber die neuen kleinen Zusammenhänge und Formulierungen entwickeln sich situativ und ohne den Anspruch, mehr als die Situation zu meinen. Die Beobachtungen, die die Irritationen ausgelöst haben,

verweisen also auf den aktuellen Augenblick, die konkrete Situation, nehmen sie erstmals voll wahr und gestehen ihr das Recht zu, eine eigenständige Aussage hervorzubringen. Man muss erst noch begreifen, dass uns diese neu hervorgebrochenen situativen Deutungen, Beschreibungen zu Alltagsformaten führen, die eben nicht mehr als funktionale Äquivalente zu den überkommenen Konzepten dienen. Sie leisten eben keine Weltdeutung mehr. Funktional äquivalent mögen sie nur insoweit sein, als sie den eigenen Standort tatsächlich ebenfalls kontextualisieren. Was hier letztlich massiv irritiert, ist das Verschwinden einer gesellschaftlich garantierten, tatsächlich zuvor jedoch auch nur den besitzenden Bürgern und Beamten zugestandene Verankerung und damit eine Verflüssigung der durch eine derartige Verankerung garantiert geglaubten Rechte, Privilegien und vielfältigen Erbmassen. Diese „Garantielosigkeit“ irritiert, zwingt zu mehr Engagement und provoziert neue Machtstrukturen.

Zunächst erleben wir Irritationen: Die gesellschaftliche Einbindung wird auf eine neue polykontextuelle Zuordnung ausgerichtet und damit in eine globale Dynamik gerückt. Der/die Einzelne agiert nicht mehr als Standesangehörige(r), aber auch nicht mehr als stationäre(r) Bürger(in), sondern *erstens* als virtuelles Subjekt und *zweitens* unter Bezügen zu gleich mehreren Kontexten. Er/sie hat sich an einem Ort innerhalb formaler Systeme, einem Ort innerhalb bestimmter Wir-Gruppen oder Milieus und wiederum einem Ort als Citoyen zu arrangieren. Und er/sie hat all diese Orte nicht ein für allemal, sondern in Relation zu einem unterschiedlich ausgestatteten und unterschiedlich ausgeprägten Welthorizont. Diese situationszentrierte Neuorientierung wird zur Quelle einer geradezu explosiven Vielfalt. Die urbane Situation hält keine eindeutigen Orte mehr vor. Es sind nur noch „Teilorte“, die zur Verfügung stehen und die man sich dann auch noch mühsam aneignen muss. Dementsprechend kommt der/die Einzelne auch immer nur als Teilsubjekt vor und ist genötigt, nicht nur seine/ihre Orte, sondern auch seine/ihre Ortsidentitäten zu verknüpfen, um sich überhaupt noch als ein konsistentes Subjekt begreifen zu können.

Das bedeutet aber auch, dass wir aktiv werden müssen: Ist das nicht eine Situation, in der alles beliebig wird und es keine „geborene“ Sicherheit mehr gibt, sondern nur noch die, die gesellschaftlich von formalen Systemen wie dem Markt, dem Sozialsystem und den Dienstleistungseinrichtungen bereitgestellt wird? Und ist das nicht eine Situation, in der von Integration und Zusammenleben nicht mehr wirklich die Rede sein kann? Hier ein Zitat aus einer überregionalen Zeitung die Situation Berlins im Jahre 2004 betreffend:

„(Diese)... Entfremdung spart unendlich viel Lebenszeit für Wichtigeres als Dachdecken, sie bedeutet greifbare Freiheit. So möchte man in die aktuelle, hektisch fiebernde Debatte einen zweiten stillen Satz murmeln (mit der Gewissheit, von den Worten „Leitkultur“ und „Integration“ überschrien zu werden): „Die Parallelgesell-

schaft, das ist am Ende die Freiheit – wenn nicht der Frieden. Wer den Berliner Stadtteil Neukölln nicht nur aus „Frontal“-Sendungen kennt, sondern aus eigener Anschauung, weiß: Es wäre gar nicht gut, gäbe es dort keine Parallelgesellschaften. Man stelle sich vor, die türkischen Männer hätten dort nicht ihre Cafés, wo sie hinter Milchglasscheiben an Holztischen unter Neonlicht ihren übersüßten Tee trinken und dazu Karten spielen; sondern diese türkischen Männer würden sich an den Ecktresen der schummrigen, von Bier- und Bratendünsten wabernden Altberliner Kneipen neben alkoholisierten deutschen Geschlechtsgenossen drängen oder sie würden im Zeichen der Verbrüderung zu einem Herrengedeck (Pils und Korn) nach dem anderen genötigt! Die Folge wäre nicht friedliches Nebeneinander, sondern ein endloses Geprügel, am Ende Straßenschlachten. Und wahrscheinlich dankt manche türkische Frau allabendlich Allah, dass sie ihren Mann für ein paar Stunden an dieses Café abtreten kann, damit sich die vulkanische Stimmung zu Hause beruhigt.

Gibt es unter den Metropolen dieser Welt eine friedlichere als unsere Hauptstadt? Wohl kaum. Jedenfalls schwärmen Ausländer regelmäßig von der durch allgemeine Unfreundlichkeit solide fundamentierten Gemächlichkeit und Sicherheit in Berlin. Und doch ist Berlin ein Kosmos von Parallelgesellschaften teils wüster Art, die eben deshalb so friedlich koexistieren, weil die einen von den anderen nicht allzu viel wissen wollen.^{12a}

Die europäische Stadt hat eine metropolitane Gestalt gefunden. Es ist eine Situation, in der es nach wie vor keine „geborene“ Sicherheit gibt, aber nach wie vor Sicherheit organisiert wird, nur nicht mehr über Gehorsam gegenüber dem Souverän und über Disziplin gegenüber familialen Ordnungen, sondern durch eigens entwickelte und der politischen Pflege bedürftige formale Systemen. Es ist eine Situation, in der Integration und Zusammenleben formal bestimmt werden, so dass individueller Spielraum entsteht. Das Zitat spiegelt diesen letzten Aspekt besonders deutlich wieder. Ethnographische Recherchen in Frankfurt haben das vielleicht noch deutlicher belegt, weil sie ausdrücklich die formalen Systeme wie den Markt mit einbeziehen.¹³ Hinter dieser Entwicklung verbirgt sich ein Formationswandel.

Aber es werden damit auch neue Machtstrukturen provoziert: War bislang die aktuelle Situation die abhängige Variable, so ist es jetzt der Kontext. Die aktuelle Situation gewinnt an Bedeutung, ja wird zum Kern der Kommunikations- und Interaktionsmedien, die zunehmende Mobilität und die wachsende Fokussierung auf die Einzelsituation erzeugen einen Individualisierungssog, in dem das Heute und Jetzt an Macht und Definitionsmacht gewinnt. Deshalb kann man von einer polyzentrischen Einbettung der aktuellen Situation sprechen. Sie wird zum Ausgangspunkt der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit,

12 Gustav Seiet in der Süddeutschen Zeitung vom 23.11.2004.

13 Siehe dazu auch Hintze/Mann/Schüler (2003).

sie definiert, was Sache ist. Allerdings geschieht dies keineswegs aus sich heraus, sondern nach wie vor unter Berücksichtigung eines jeweils für relevant erachteten Kontextes. Nur dass eben nicht mehr der Kontext, sondern die Situation die Definitionsmacht übernimmt und der Kontext nur noch kontingent erscheint. Er hält eine Vielzahl von alten wie neuen Deutungsmustern – auch von Deutungsmustern, die aus ganz anderen Situationen und auch ganz anderen Lokalitäten stammen: Globalisierte Kontingenzen. Dies bedeutet: Sicherheit durch strukturierende Kontexte. Das ist eine „Chance“ für alle, die die metropolitane Entwicklung für ihre Zwecke nutzen wollen. So breiten sich neue politische, nämlich subpolitische Zentren in den Verwaltungen, in der Wirtschaft und vor allem im Kontext der Kapitalmärkte (Finanzregime) aus. Damit entstehen jedoch auch neue Einfalltüre für jenen heute besonders von den Verwaltungen exekutierten exklusiven Nationalismus. Dieser Aspekt kann an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden. Er erklärt jedoch, warum der gouvernementalen Subpolitik heute so viel Bedeutung zukommt und die dort inszenierte Biopolitik so weitreichende Folgen aufweist (vgl. Bukow 2005).

5 Der Alltag zeigt ein verändertes Gesicht

Ein letzter Schritt bleibt noch zu tun. Es ging ja nicht nur darum, das Zusammenleben im Zeitalter einer metropolitanen Differenzgesellschaft näher zu bestimmen, sondern auch darum, von dort aus einen neuen Blick auf die Migration, die Einwanderung und Minderheiten zu werfen. Und insbesondere geht es darum, von hier aus die Rede von Parallelgesellschaften zu dekonstruieren. Es gibt einige Aspekte zur urbanen Situation, die hier noch weiter präzisiert werden müssen.

Zunächst einmal ist klar, dass sich aufgrund der neuen interaktionsfundierten und systemisch, netzförmig bzw. diskursiv ausgestalteten und miteinander nur noch strategisch verkoppelten Kontexte entsprechender Provenienz eine Vielzahl kleinräumiger urbaner Alltagsformate ausgebildet haben. Die damit noch einmal angedeutete soziale Grammatik des urbanen Zusammenlebens klingt ebenfalls schon im Zitat oben durch, wo sie vielleicht begrifflich nicht ganz exakt, aber ja auch politisch gemeint mit „Kosmos von Parallelgesellschaften teils wüster Art“ bezeichnet wird. Gemeint sind Alltagsformate, „die eben deshalb so friedlich koexistieren, weil die einen von den anderen nicht allzu viel wissen wollen“. In dieser knappen Bemerkung sind schon drei für die weitere Diskussion wichtige Aspekte für die Ordnung des Alltags in der metropolitanen Differenzgesellschaft angedeutet: ein hoher Differenzierungsgrad, eine durch enge Vernetzung gegebene neue Abhängigkeit und die Notwendigkeit für neue Formen sozialer Kompetenz.

Die Alltagsformate sind *hoch different*. Sie werden gewissermaßen an der Schnittstelle zwischen der Gesellschaft und dem Subjekt realisiert und fallen trotz entsprechender Kontextualisierungen sehr unterschiedlich aus. Es gibt Formate, die sehr deutlich systemisch eingebunden sind und entsprechend eindeutig definiert sind, wenn man an Situationen im Kontext von Handel und Gewerbe oder in Bildungssystemen denkt. Es gibt Situationen, die im privaten Raum, in der Familie oder im Freundeskreis inszeniert werden und sehr viel mehr Optionen offen lassen. Klar ist, dass in formalen oder systemischen Kontexten die Formate wenig variieren und häufig sogar durch eine Vielzahl von Regeln und Verfahren begrenzt werden, dass aber entsprechende Formate im lebensweltlichen Kontext ganz anders praktiziert werden können. Schaut man sich diese Formate an, bekommt man einen plastischen Eindruck von der Vielfalt der urbanen Wirklichkeit und man erkennt auch schnell, dass sie in Richtung auf das Subjekt eher zunehmen. Mit anderen Worten, je persönlicher die Situation, umso vielfältiger die Formate. Im individuellen Nahbereich ist die Welt hoch different. Jeder arrangiert sich hier anders, ja man kann sich sogar innerhalb des Tageslaufs unterschiedlich arrangieren. So kann man noch einmal im Blick auf die Entwicklung zur Postmoderne formulieren, dass hier die traditionelle persönliche Identität, die Wir-Gruppen spezifische Ethnizität und die auf Staaten bezogene nationale Identität gegenstandslos geworden sind. An ihre Stelle sind biographische Entwürfe, Wir-Gruppen-Erwartungen und globales Wissen getreten.

Die Alltagsformate sind durch ihre Verschränkung *auf neue Weise abhängig*. Die einzelnen Formate bilden zwar jeweils durchaus handlungsleitende Situationen, aber sie konstituieren keinen auch nur die wichtigsten Lebenstätigkeiten umfassenden Mikrokosmos und sind auch nicht als kleinste gesellschaftliche Einheit zu verstehen. Die Alltagsformate konstituieren ein soziales Handeln, das aus sich heraus niemals lebensfähig wäre, sie situieren alltägliche Deutungs- und Handlungssituationen, die ohne den grammatischen Hintergrund einer Stadtgesellschaft funktions- und bedeutungslos und damit erfolg- und sinnlos wären. In der hochkomplexen Postmoderne ist schon lange kein Platz mehr für irgendwelche noch so fragmentierten Formen einer „Subsistenzwirtschaft“. Man ist heute auf eine Vielzahl von Anschlüssen und einen damit verbundenen umfassenden Einsatz von Leistungen, Waren und Informationen angewiesen. Um sich überhaupt auf eine Situation erfolgreich einlassen zu können, bedarf es einer Vielzahl von über die Situation hinausweisenden Anschlüssen – eine strukturelle Koppelung mit zahlreichen Systembereichen, weiteren lebensweltlichen Inszenierungen und dem Rekurs auf die unterschiedlichsten Deutungsdiskurse. *Es bedarf einer aufwendigen Verankerung in der urbanen Grammatik.*

Die Situationsformate sind *notwendig*, um eine strukturelle Koppelung mit Kontexten zu erreichen, deren Breite und Tiefe und Verwurzelung man nicht nur

nicht zu wissen braucht, ja auch gar nicht wissen kann, weil sie letztlich alle immer neue Kontingenz eröffnen. Aus der schon für die Moderne typischen Arbeitsteilung entwickelt sich in der Postmoderne eine hoch situierte überordnende Vielfalt. Dabei wird die Befreiung von alten Abhängigkeiten mit neuen Abhängigkeiten erkaufte. In der Zeit der Arbeitsteilung hat der/die Bürger(in) noch auf den Staat hoffen können, dass er/sie die Dinge in Ordnung hält und konnte der Staat auf den/die Bürger(in) setzen, dass er/sie Disziplin bewahrt. So sah die Abhängigkeit früher aus. Im Zeitalter der Postmoderne helfen diese von Durkheim stammenden Überlegungen nicht mehr weiter. Abgesehen davon – es funktioniert erst hinreichend, wenn man auch über einen Ort innerhalb der urbanen Grammatik verfügt. Erst eine ausreichende Inklusion ist *hinreichend*. Die jeweils relevanten Systeme müssen auch einen Anschluss gewährleisten. Und sie gewährleisten den Anschluss nur, wenn eine Zivilgesellschaft dieses sicherstellt. Heute ist man von der Leistungsfähigkeit der Kontexte und damit insbesondere der modernen Systeme abhängig und damit letztlich von der Qualität der Zivilgesellschaft, weil nur diese dem einzelnen Bewohner seine „citizenship“ garantieren und negative Integration, wie sie für viele Menschen mit Migrationshintergrund typisch ist, verhindern kann.

Die Alltagsformate verlangen *neuartige soziale Kompetenzen*. War bis in die Moderne hinein Institutionskonformität gefragt, über die intrinsische Disziplin und methodische Lebensführung sicher gestellt wurden und eine geordnete Abwicklung des Alltags durch eine regelkonforme Formatepraxis gesichert wurde, so helfen heute eher solche Kompetenzen weiter, die Variation und Vielfalt unterstützen, ein breites Wissen, gestalterische Fertigkeiten und vor allem eine umfassende Findigkeit im Aufbau und in der Sicherung von Anschlüssen. Nicht mehr Konformität und Handlungstreue, sondern Beweglichkeit und Variabilität werden zum Garanten der neuen Formate. Auf diese Weise wandelt sich der Alltag ganz massiv. Man kann das an dem erkennen, was man heute als selbstverständlich hinnimmt und genauso an dem, was man nun als störend empfindet. Hier kehren sich die Einschätzungen geradezu um. Dies kann man in einigen Beobachtungen festmachen – Beobachtungen, die aus verschiedenen Analysen urbaner Quartiere gewonnen wurden:

„Nicht deshalb wird etwas für alltäglich oder gewohnheitsmäßig gehalten, weil es für eine Stadt angeblich seit Jahrzehnten typisch oder weil es für eine bestimmte Bevölkerungsgruppe kennzeichnend ist, und nicht deshalb wird etwas für ungewöhnlich oder vielleicht auch störend und fremd gehalten, weil es von meinem persönlichen Lebensstil abweicht oder Konflikte enthält oder was auch immer ... sondern deshalb wird etwas als alltäglich oder gewohnheitsmäßig hingenommen, weil es sich mitsamt allen seinen Besonderheiten, Kontrasten und Differenzen in die Alltagsroutine einfügt, und deshalb wird etwas abgelehnt und als ungewöhnlich emp-

funden, weil es sich mit den „normalen“ Störungen, mit den „normalen“ Besonderheiten oder den „normalen“ Konflikten, dem ganz normalen Chaos aus bestimmten Gründen nicht verträgt.“ (Bukow/Nikodem/Schulze/Yildiz 2002: 453).

Wie eine solche urbane Situation dann aussieht, kann man selbst beobachten. Man muss sich nur den hier skizzierten Blick aneignen. Eine ganze Reihe von Studien hat diesen komplexen, auf den Gesamtzusammenhang ausgerichteten Blick erprobt. Hier genügt ein Hinweis auf solche Arbeiten wie die über den Kölner Stadtteil Ehrenfeld oder auf die von Sven Bergman und Regina Römhild herausgegebene Studie über Frankfurt. Sie beschreiben unter dem Titel „global heimat“ die unterschiedlichsten Alltagsformate in verschiedenen Kontexten und machen deutlich, wie Vielfalt unter den Bedingungen einer Weltstadt arbeitet. Andere Studien greifen bereits aktiv auf die Grammatik urbanen Zusammenlebens zurück, um die gesellschaftliche Integration aktiv auf Vielfalt umzustellen.¹⁴

6 Wer von einer Parallelgesellschaft redet, ist noch nicht in der Postmoderne angekommen

Die konkreten Formate, aus denen das urbane Zusammenleben besteht, erscheinen hoch different, abhängig von einer erfolgreichen Platzierung innerhalb der sozialen Grammatik des urbanen Zusammenlebens und erfordern neuartige Kompetenzen, wie zum Beispiel die Arbeit in einer gewissen Unschärfe.

Wendet man von hier aus den Blick auf jene so genannten Parallelgesellschaften¹⁵, so liegen sofort zwei diametral entgegen gesetzte Thesen nahe, die aber im Kern der gleichen Logik folgen. Man könnte mit Werner Schiffauer sagen, wir leben alle längst in Parallelgesellschaften. Sie sind bereits zu einem Normalzustand in der Gesellschaft geworden und haben sich innerhalb der urbanen Grammatik verankert, sich an die formalen Systeme angedockt, pflegen ihre individuellen Netze und beteiligen sich, soweit es irgend geht, an der Zivilgesellschaft. Das Problem sind nicht die Parallelgesellschaften, sondern dass ein exklusiver Nationalismus diese Gruppierungen nicht als einen ganz konventionellen Teil des urbanen Zusammenlebens anerkennt, aber dafür heraus drängen will. Man kann aber auch genau anders herum postulieren, dass in einer Situation globalgesellschaftlicher Differenzen, wo selbst so historisch gesättigte Konstruktionen wie Nationalstaaten kaum noch eine echte Überlebenschance haben, auf der Alltagsebene erst recht keine komplexen Kleingesellschaften eine Chance

14 Vgl. Sven Bergmanns und Regina Römhilds herausgegebene Studie über Frankfurt (2004).

15 Eine knappe, aber instruktive Übersicht über die Diskussion geben Dirk Halm und Martina Sauer in einem Beitrag im Auftrag des Zentrums für Türkeistudien (2004).

haben. Tatsächlich haben Sozialforscher(innen) immer wieder versucht, solche Kleingesellschaften zu identifizieren.

„Es muss darauf hingewiesen werden, dass unsere Daten die Entwicklung der ökonomischen Segregation, das zunehmende Auseinanderdriften der Mehrheitsgesellschaft und der Zuwanderer bezüglich wirtschaftlicher und sozialer Faktoren und die Zunahme von Armut unter den Migranten nicht aufzeigen konnten. Solche Tendenzen wären für die eventuelle Entwicklung zu einer Parallelgesellschaft von beträchtlicher Bedeutung, da die wirtschaftlichen und sozialen Umstände der Lebenssituation die mentale Disposition stärker beeinflussen als beispielsweise Freizeitkontakte.“ (vgl. Meyer 2002).

Immer wieder wird festgestellt, dass auch Straßen, die nur von einer sozialen Schicht oder einer Einwanderungsgruppe bewohnt werden, noch lange keine Parallelgesellschaften darstellen, weil sie keine „Doppelstrukturen“ aufweisen. Tatsächlich sind sie fest und unumkehrbar in der urbanen Grammatik verankert. Man ist quasi automatisch mit den verschiedenen sozialen, ökonomischen und kommunalen Systemen verzahnt. Und man pflegt, wie andere auch, seinen besonderen Lebensstil, den man einerseits lokal und andererseits transnational verankert. Das türkische Milieu ist hier im Prinzip durchaus ähnlich organisiert wie zum Beispiel ein Skateboard-Milieu – freilich mit dem feinen Unterschied, dass das eine Milieu anerkannt und das andere skandalisiert wird. Dies zwingt dazu, sich um die Öffentlichkeit zu bemühen, die zivilgesellschaftliche Einbindung einzuklagen, Clubs aufzumachen, für das Wahlrecht zu kämpfen und dort, wo es, und soweit es geht, in den Gewerkschaften und Parteien mit zu arbeiten.

In der Diskussion wird vor allem auf sprachliche, soziale, religiöse und politische Abschottung abgehoben. Tatsächlich sind es genau die Punkte, auf die man einst schon bei den „Gastarbeiter(inne)n“ gesetzt hat. Man hat versucht, die Migrant(inn)en sprachlich und religiös durch „muttersprachlichen Unterricht“ zu isolieren, man hat sie auf billigen Wohnraum in sozial schwierigen Quartieren verwiesen und hat ihnen das Kommunalwahlrecht und das allgemeine Wahlrecht vorenthalten. Es wird hier, bezieht man die Tatsache eines fast fünfzig Jahre verhinderten fairen Umgangs mit Migration ein, schon ein bemerkenswerter Zynismus deutlich, der dann auch noch manche Vertreter(innen) in der Öffentlichkeit dazu verleitet, vom Scheitern der Einwanderung zu sprechen. Freilich, die gesellschaftliche Entwicklung ist über diesen Zynismus zu einem guten Teil hinweggegangen. Tatsächlich hat man zwar immer wieder versucht, die Einwanderung zu stoppen und zu revidieren. Das Problem ist also nicht, dass die Bevölkerung mit Migrationshintergrund nicht in der urbanen Grammatik verankert ist. Das Problem ist, dass diese zeitgenössische Form der Verankerung nicht realisiert wird (vgl. Werber 2005). Statt dessen führt man Integrationserwartungen

heran, die überhaupt nichts mit der heutigen Situation zu tun haben, sondern auf jenem exklusiven Nationalismus basieren, bei dem eben keine formale, sondern eine gesinnungsmäßige Integration gefordert wurde. Es ist, wie gezeigt, nicht die allochthone Bevölkerung, es sind Vertreter(innen) der autochthonen Bevölkerung, die in der Postmoderne immer noch nicht angekommen sind.

Dennoch, man war und ist mit dieser Strategie der negativen Integration trotz aller gouvernementalen Bemühungen nur begrenzt „erfolgreich“. Angesichts dieser bis heute andauernden Bemühungen, Einwanderung zu verhindern, ist es schon erstaunlich, wie gelassen die autochthone Bevölkerung insgesamt betrachtet in ihrer Alltagspraxis die Folgen der globalen Mobilität hinnimmt und wie erfolgreich sich die allochthone Bevölkerung über die Generationen hinweg lokal verankert hat. Dies ist umso erstaunlicher, als ja die öffentlich inszenierten Stimmungen nicht spurlos an den Menschen vorbeigegangen sind. Tatsächlich beobachtet man, wie sich die Bevölkerung lebenspraktisch in der urbanen Grammatik einrichtet, sie aber auf Befragen durchaus rassistische Einschätzungen kundgibt. Der Kampf der Kulturen hat sich bis in die Köpfe der Bevölkerung vorgearbeitet, aber er versandet angesichts der Alltagspraxis, wo die türkische (!) Pizzeria, die amerikanische Müllabfuhr und der türkische Schwiegersohn Alltagspraxis geworden sind. Er versandet, wo der emanzipierte Haushalt auf die illegal beschäftigte Polin zurückgreift, die dann nicht nur den Haushalt führt, sondern auch das Kind erzieht. Hier wird noch einmal explizit deutlich, dass es nicht um eine Parallelgesellschaft geht, sondern um den Schutz eigener Privilegien. Die Menschen mit Migrationshintergrund werden zu einem Problem, weil sie sich als ganz normale Bürger(innen) erweisen. Die Rede von der Parallelgesellschaft ist ein funktionales Äquivalent zum alten Gastarbeiterbegriff. Sie soll negative Integration stabilisieren, Gräben aufwerfen und Grenzen ziehen. So ist es auch kein Wunder, dass die Ausstattung der Rede von der Parallelgesellschaft an die erinnert, mit der man früher den Antisemitismus ausgestattet hat. Zugleich gaukelt sie einem selbst noch einmal eine heile Welt nationalstaatlicher Homogenität vor.

Literatur

- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main.
- Beck, Ulrich/Grande, Edgar (2004): Das kosmopolitische Europa. Frankfurt am Main.
- Bergmann, Sven/Römhild, Regina (2004): global heimat. Ethnografische Recherchen im transnationalen Frankfurt. Frankfurt am Main.
- Bukow, Wolf-Dietrich/Nikodem, Claudia/Schulze, Erika/Yildiz, Erol (2001): Die multikulturelle Stadt. Von der Selbstverständlichkeit im städtischen Alltag. Opladen.

- Bukow, Wolf-Dietrich (2006): Kriminalisierung als gouvernementales Instrument von Einwanderungspolitik In: Klaus Sessar (Hrsg.): Herrschaft und Verbrechen. Hamburg Baden-Baden.
- Bukow, Wolf-Dietrich (2007): Vom interkulturellen Lernen zum lebenspraktischen Umgang mit Differenzen. In: Antor, Heinz (Hrsg.): Fremde Kulturen verstehen – fremde Kulturen Lehren: Theorie und Praxis interkultureller Kompetenz. Heidelberg. (im Erscheinen).
- Bukow, Wolf-Dietrich (2007): Überlegungen zu einer Reformulierung der Interkulturellen Pädagogik unter den Bedingungen der Postmoderne. In: Britz, Lisa/ Farrokhzad, Schahrzad/ Roth, Hans-Joachim (Hrsg.): Macht – Kultur – Bildung. Festschrift für Georg Auernheimer. Münster/ New York/ München/ Berlin (im Erscheinen).
- Halm, Dirk/Sauer, Martina (2004): Das Zusammenleben von Deutschen und Türken – Entwicklung einer Parallelgesellschaft. WSI Mitteilungen 10, S. 547ff.
- Häußermann, Hartmut (2001): Aufwachsen im Ghetto? In: Bruhns, Kirsten/Mack, Wolfgang (Hrsg.): Aufwachsen und Lernen in der Sozialen Stadt. Opladen, S. 37ff.
- Hintze, Heide/Mann, Isa/Schüler, Sebastian (2003): global play and local ground. In: Bergmann, Sven/Römhild, Regina (Hrsg.): global heimat. Ethnographische Recherchen im transnationalen Frankfurt am Main. Frankfurt, S.21ff.
- Hormel, Ulrike/ Scherr, Albert (2003): Was heißt „Ethnien“ und „ethnische Konflikte“ in der modernen Gesellschaft? In: Groenemeyer, Axel/Mansel, Jürgen (Hrsg.): Die Ethnisierung von Alltagskonflikten. Opladen, S.56ff.
- Joppke, Christian (2004): Citizenship without identity. In: Diversity 3/2, S. 85ff.
- Krüger-Potratz, Marianne (2005): Interkulturelle Bildung. Eine Einführung. München/ Berlin.
- Meyer, Thomas (2002): Parallelgesellschaft und Demokratie. In: Meyer, Thomas/Weil, Reinhard (Hrsg.): Die Bürgergesellschaft. Perspektiven für Bürgerbeteiligung und Bürgerkommunikation. Bonn, S. 370ff.
- Steffen, Gabriele/Baumann, Dorothee/Betz, Fabian (2004): Integration und Nutzungsvielfalt im Stadtquartier. Stuttgart.
- Welsch, Wolfgang (2002): Unsere postmoderne Moderne. Freiburg, S. 323.
- Werber, Niels (2005): Was hat Multikulti damit zu tun? In: Die taz 03/01/2005.